
Sonderdruck aus dem Fränkischen Hauskalender 1974

Msgr. DDr. Wilhelm Büttner

Barbara Weigand von Schippach

(1845–1943)

MS

5

N

15

Msgr. DDr. Wilhelm Büttner:

Barbara Weigand von Schippach (1845–1943)

Kaum hat die Elsava, der mitten im Spessart entsprungene forellenreiche Zufluß des Mains, hinter dem ehemaligen Kloster Himmelthal die Talsperre zum Main durchbrochen, als sie hart an den Häusern des Dorfes Schippach vorbeifließt, auf dessen Höhe die im Jahre 1960 geweihte Eucharistische St.-Pius-Kirche in die gesegnete Landschaft heruntergrüßt.

Der Ort Schippach ist aufs engste verbunden mit dem Namen der dort geborenen und begrabenen Jungfrau Barbara Weigand, die ehemals in der Presse des ganzen deutschen Sprachgebietes oft genannt und über den Bayerischen Rundfunk, den Vatikanischen Rundfunk und in dem halbamtlichen päpstlichen Organ *Osservatore Romano* in Worten hohen Lobes gerühmt wurde.

Darum ist sie wohl auch würdig, in unserem Heimatgau Franken eine schriftliche Würdigung zu erhalten. Der Verfasser dieses kurzen Lebensbildes kannte sie seit dreißig Jahren vor ihrem Tod und stand zwanzig Jahre als ihr Seelsorger und Gewissensberater mit ihr in engstem seelsorglichem Kontakt.

Von der Wiege bis zum Grabe

Barbara Weigand erblickte das Licht der Welt am 10. Dezember 1845 als drittes von acht Kindern der Eheleute Franz Josef und Katharina Josefa Weigand in Schippach. Ihre Kinderjahre verlaufen einfach und ruhig; kein Kriegslärm dringt in das stille Tal und die Wogen der Märzrevolution des Jahres 1848 schlagen nicht an die Hütten von Schippach.

Im Jahre 1852 in die Volksschule des Nachbardorfes *Rück* aufgenommen, kniet das Kind nun in der kleinen Kirche ganz vorne, die Augen zum Altar gewandt. Am Weißen Sonntag des Jahres 1858 darf sie zum erstenmal den Heiland in ihr Kinderherz aufnehmen, nicht ahnend, daß sich in dessen Dienst ihr langes Leben verzehren wird.

Am 17. Mai des Jahres 1858, dem Tage des heiligen Paschalis Baylon, des himmlischen Patrons aller Verehrer des Allerheiligsten Sakramentes, legt ihr in der Muttergottespfarrkirche zu Aschaffenburg der Diözesanbischof Georg Anton von Stahl die Hand auf das Haupt und stärkt sie mit der Kraft des Heiligen Geistes.

Nach dem Tode des Vaters (gestorben 27. 11. 1861) mußte sie als gewecktes, kräftiges Mädchen oft die Stelle der kränklichen Mutter versehen, das Hauswesen führen, die Geschwister überwachen und die Feldarbeiten leiten. Dieser Drang zu rastloser Tätigkeit hat noch die Greisin von achtzig und neunzig Jahren ausgezeichnet, wie der Verfasser als ihr späterer Pfarrer aus eigener Beobachtung feststellen konnte.

Über der Arbeit in Haus und Feld vergißt aber das Mädchen seinen Herrgott keineswegs. Fast kein Tag vergeht, an dem sie nicht wenigstens eine Viertelstunde vor dem Tabernakel des Dorfkirchleins kniet. Ihr Jugendleben ist geprägt von Arbeit und Gebet.

Seit dem Jahre 1869, als sie im Alter von 24 Jahren sich endgültig für den jungfräulichen Stand entschieden, offenbart sie einen schon damals *auffallenden Hang zum Herrn im Allerheiligsten Sakrament*, den sie auf eine innere Stimme hin recht häufig,

PSMS 65



1988. 3846

(B 3878)

Barbara Weigand,
die einfache ländliche Frau,
eine Wegbereiterin der
hl. Eucharistie



wo möglich täglich zu empfangen wünscht, was ihr aber nach den damaligen kirchlichen Anschauungen nicht möglich war. Als sie aber einmal bei einem Besuch in *Aschaffenburg* sah, daß in der dortigen Kapuzinerkirche sogar täglich die heilige Kommunion gereicht werde, faßte sie sich den Mut, mehrmals in der Woche zu Fuß den fünfständigen Weg dorthin zu pilgern, um den Leib des Herrn empfangen zu können. Schon bald nach Mitternacht machte sie sich auf den Weg nach Aschaffenburg, wohnte dort in der Kapuzinerkirche der heiligen Messe bei, empfing die heilige Kommunion und marschierte sofort wieder den fünfständigen Weg nach Hause, um ihre dortigen Arbeiten weiterzuführen.

Dieses schier ungläubliche Opfer um des Empfanges des Heilandes willen brachte sie etwa fünfzehn Jahre lang bis zum Jahre 1885, wo sie zu ihrem Bruder nach Mainz verzog, um in der dortigen Kapuzinerkirche täglich den Leib des Herrn empfangen zu können.

Dieser *Wegzug nach Mainz* sollte für Barbara Weigand einen völlig neuen Lebensabschnitt einleiten, wie sie denn auch zeitlebens ihre Übersiedlung nach Mainz als eine Fügung Gottes betrachtete, für die sie Gott gar nicht genug danken konnte. „Ich danke Dir, daß Du mich nach Mainz geführt“, betet sie am Fastnachtmontag 1896. Die Übersiedlung nach Mainz gab in der Tat ihrem Leben jene Prägung, mit der es bis zu ihrem Tode gezeichnet blieb.

Hier im goldenen Mainz mit seiner bedeutsamen kirchlichen Vergangenheit, seinen vielen Heiligtümern, seinen Klöstern, seinen erbauenden kirchlichen Feierlichkeiten, hier stand der Erfüllung ihres Herzenswunsches kein Hindernis mehr entgegen. Fast täglich erschien sie nunmehr entweder in ihrer Pfarrkirche St. Ignaz oder in der Kapuzinerkirche, um sich mit dem Brote des Lebens zu stärken und im heiligen Opfer Kraft für die Arbeit des Tages zu holen.

„Die Kirche und die heilige Kommunion waren der Magnet, der mich beständig anzog“, bekennt sie später ihrem Seelenführer P. Ludwig O.Cap. Jede arbeitsfreie Stunde bringt sie vor dem Tabernakel zu; sie war nach Mainz gegangen aus Verlangen nach der heiligen Kommunion.

Wie Barbara als Mädchen im Elternhaus für die Bedürfnisse des häuslichen Lebens sorgt, wie sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Haus und Feld beschäftigt ist, wie sie keine Minute untätig sein und andere nicht müßig sehen kann, so begegnet sie uns auch im Haus ihres Bruders in Mainz als das *Muster der Geschäftigkeit* und *Arbeitsamkeit*. Ihr Bruder hatte anfangs eine Wirtschaft in der Jakobsberger Straße, dann eine größere in der Holzstraße, seit 1889 das Eckhaus der Neutor- und Jakobsberger Straße.

In diesen Verhältnissen lebte Barbara vom Jahre 1885 bis zur Aufgabe des Wirtschaftsbetriebes durch Frau Weigand im Jahre 1905, also volle zwanzig Jahre, und blieb auch nach dem Tode der Schwägerin (1908) zusammen mit ihrer Nichte Maria in Mainz, vorübergehende Aufenthalte in Schippach abgerechnet.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß es in einem Wirtschaftsbetrieb in einer Stadt, in der Nähe der Tunnelbauten am Südbahnhof, alle Hände voll zu tun gab. So schrieb mir ihre Nichte, welche neunundfünfzig Jahre mit ihrer Tante zusammenlebte, auf meine Bitte hin folgenden Tagesablauf:

„Am Morgen hatte Tante die Markteinkäufe zu besorgen, die Kartoffeln zu schälen und half Gemüse putzen, dann das Essen anrichten und spülen. Am Nachmittag flickte, stopfte oder bügelte sie, sägte oder hackte Holz, war auch oft die Vertreterin meiner Mutter im Wirtshaus. Sie half waschen und putzen, sie war stets tätig und fleißig. An Werktagen hatten wir regelmäßig für sechzig Arbeiter das Mittagessen zu kochen und für vierzig bis fünfzig Leute das Abendessen. Dazu kamen täglich viele Leute zum Frühstück und Vesperbrot. An Sonntagen waren es gewöhnlich rund hundert Leute zum Mittagessen und dreihundert zum Abendessen. Jährlich bekamen wir von Niedernberg einen großen Wagen mit dreihundert Zentner Kartoffeln und sechzig Zentner aus Bodenheim. Diese dreihundertsechzig Zentner Kartoffeln schälte Tante Babett fast immer allein. Dabei hatte sie den Rosenkranz am Arme hängen und betete so jeden Tag drei Rosenkränze mit Litanei in der Küche vor.“

Ihr Beichtvater P. Alphons O.Cap. staunte, wie man denn in einem Wirtshaus so fromm leben könne und gab ihr wiederholt den Rat, dem unruhigen und lärmenden Wirtschaftsgetriebe zu entfliehen und sich hinter die Mauern eines frommen Stiftes zurückzuziehen, wo sie sich dem Zuge ihres Herzens ungestört hingeben könne. Aber Barbara betrachtete ihre Stellung in der Wirtschaft trotz der damit verbundenen Hemmnisse für ihr Vollkommenheitsbestreben niemals als eine Last oder gar als etwas Unwürdiges.

Sie hatte diese Zustände ja gekannt, hatte sie freiwillig gesucht und sah darin zeitlebens etwas Providentielles. Der Aufenthalt in Mainz gewährte ihr die Möglichkeit der Offkommunion, der zuliebe sie gerne dieses Opfer auf sich nahm, und bot ihr, wie sie wiederholt bekannte, ein besonderes Feld zu apostolischer Arbeit im Dienste gefährdeter Seelen.



Hoch über dem Tal steht die neue St.-Pius-Kirche

Dreißig Jahre lebte Barbara in Mainz. Erst im Jahre 1915 kehrte sie zu ihrem Bruder Heinrich nach Schippach zurück, um diesem anstelle der zum Kriegsdienst eingezogenen Söhne in der Landwirtschaft zu helfen. Aber in den Wintermonaten zog es sie wieder mit unwiderstehlicher Gewalt in ihr geliebtes Mainz, wo sie besonders lebendigen Kontakt mit den Bischöfen Kirstein und Hugo, die beide ihre Beichtväter wurden, pflegte. In Schippach ist sie wieder ganz die emsige Bäuerin und Hausfrau, unermüdlich tätig in Haus, Hof und Feld.

So sah der Verfasser dieses Lebensbildes die Schippacher Jungfrau in den Jahren, da ihn sein Weg fast täglich nach Schippach und an ihrem Haus vorbeiführte. Eben stand sie noch in der Küche am Herdfeuer, dann sehe ich sie über den Hof kommen mit einem schweren Korb voll Kartoffeln oder Dickwurz, dann marschiert die Achtzig- und Neunzigjährige mit der Sense auf der Schulter in festem Tritt auf die Wiese, um mit starkem Arm breite Mahden zu mähen. Führte mich mein Weg in den nahen Wald, so sah ich die Jungfrau Barbara tiefgebeugt Reisig und Tannenzapfen lesen und auf ihrem Handwagen verstrauen. Erst als hohe Neunzigerin legt sie langsam die Hände müde in den Schoß.

Vom Hause ihres Bruders bzw. Neffen zog sie später zusammen mit ihrer Nichte Maria und einem angenommenen Waisenkind in das Stegmannsche Haus, das der Kirche zwei Ordenspriester und eine Ordensfrau schenkte, unmittelbar gegenüber dem Dorf-

kirchlein, in das sich noch die Vierundneunzigjährige Tag für Tag begab, um dem Herrn im Tabernakel ihre Anbetung darzubringen und den Kreuzweg zu beten.

Mit rührender Liebe von der den gleichen Geist der Frömmigkeit atmenden Nichte Maria betreut, von den Ortsbewohnern als die größte Beterin verehrt, von ihren Freunden und Freundinnen aus nah und fern besucht, täglich mit dem Brote der Engel gespeist, konnte unsere Gottesfreundin noch einige Jahre in geistiger Frische das Beispiel christlicher Ergebung in Gottes heiligen Willen und der Vorbereitung auf ein seliges Sterben geben, um dann am 20. März 1943 im gottbegnadeten Alter von 97 Jahren, 3 Monaten und 10 Tagen ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückzugeben. Ein heiligmäßiges Leben hatte seinen Abschluß gefunden.

In Anwesenheit zahlreicher Priester, darunter des Verfassers, wurde ihre sterbliche Hülle in die geweihte Erde des Schippacher Friedhofes gebettet, von ihrem letzten Seelsorger als heiligmäßige Person gepriesen. Hoch über ihrem Grab grüßt das gewaltige Bauwerk der Eucharistischen St.-Pius-Kirche, mit ihrem Namen unauslöschlich verbunden, über ihr Grab hinweg in die weite gesegnete Landschaft.

Ringens und Reifens

Barbara Weigand hat in ihrem langen Leben sicherlich reiche Gnaden von Gott erhalten; aber das konnte sie ebensowenig wie die Heiligen unserer Kirche von der sittlichen Pflicht entbinden, den Kampf mit dem Bösen aufzunehmen und auch mit den natürlichen Kräften an der Heiligung ihres Lebens zu arbeiten. Erst in unablässigem Ringen mit sich selbst gelangte sie zu jener sittlichen Reife, die der Kenner dieses Lebens an ihr bewundert.

Auch die Schippacher Jungfrau mußte den *Weg der Reinigung* gehen. Von dem Bewußtsein ihrer eigenen Schwachheit durchdrungen, hat sie dieser Erkenntnis ehrlichen, aufrichtigen und oft ergreifenden Ausdruck verliehen. So betet sie an der Vigil des Herz-Jesu-Festes 1895: „Mein Jesus, was findest Du denn in mir? Alles, was in mir gut ist, ist von Dir, und was verkehrt und nichtsnutzig und sündhaft ist, das ist von mir. Ich bin zu arm, zu elend, zu sündhaft. Heilige Jungfrau Maria, bedecke Du mich doch, daß ich mich nicht zu sehr schämen muß.“

Dieses Bewußtsein ihrer Schwäche kommt in ihren Schriften unzählige Male zum Ausdruck. Es bleibt aber bei ihr nicht bei Worten, sie klammert sich vielmehr ängstlich an die *Hilfsmittel der Kirche*. Daher ihr unablässiges Bemühen, ihre Seele im Sakrament der Buße reinigen zu dürfen. Schon in Schippach treffen wir sie oft am Beichtstuhl; sie wandert zu diesem Zwecke stundenweit in Klosterkirchen. In Mainz erscheint sie anfangs alle drei Wochen, dann alle vierzehn Tage, später jede Woche am Beichtstuhl.

Gott lieben und in dieser Liebe wachsen: darauf richtet sich das unablässige Streben unserer frommen Jungfrau. Wie ergreifend klingt ihr Ruf: „Nichts mehr für mich, alles für Dich! Jeder Tropfen Blut, jede Bewegung meiner Glieder, jeder Atemzug: alles für Dich! O daß doch alle Menschen erkännten, wie gut Du bist!“ „Nur um eines bitte ich Dich: O Herr, laß mir doch ein Plätzchen, wo ich mich verbergen kann. Ich will nichts als Dich und nur Dich allein!“

Immer wieder begegnet uns in ihrem langen Leben ihre *Liebe zu den gefährdeten Seelen*. Sie predigt unerschrocken allen Ständen, mit denen sie in Berührung kommt. Auch in der *Ertragung von Leid und Verfolgung*, die ihr in ihrem langen Leben nicht ausblieben, war ihre seelische Kraft grenzenlos. Ihre Krönung finden Barbaras Bußwerke in ihrer *Sühneleistung für die Sünden der Welt*, in der sie neben ihrem Apostolat

für die öftere Kommunion eine Lebensaufgabe erblickte, wie auch Bischof Ludwig Maria Hugo mit klarem Blick erkannte und rühmend hervorhob.

Ihre Sühnebereitschaft bringt sie in ihren Aufzeichnungen immer wieder zum Ausdruck: „Die Priester sollen sich freuen, wenn sie Seelen finden, die ihre Worte unterstützen durch Opfer, Sühnungsleiden und Sühnungsleben“ (1895). „Die Welt braucht Seelen, die es nicht mit ihr halten, Seelen, die auch in der Verachtung und Verdemütigung sich freuen, denn nur dadurch können Seelen gerettet werden.“ „Ihr Menschen alle, vereinigt euch mit mir dem Herrn, der sich für uns auf dem Altar darbringt. Wir wollen mitopfern und mitleiden.“ „Jede Seele, die ihm Seelen gewinnen will, muß leiden.“

Auch in ihrem mit kirchlicher Druckerlaubnis veröffentlichten Aufopferungsgebet kommt ihr Verlangen nach Leiden zum Ausdruck. Darum ist es wohl am Platze, wenn wir Priester auch bei der Würdigung der Schippacher Jungfrau das Wort des Bischofs Julius Döpfner in seinem Schreiben an die Priester vom Jahre 1956 befolgen: „Erschließen Sie das Verständnis der Gläubigen für die außergewöhnlichen Bußwerke so vieler Heiligen und sprechen Sie darüber stets mit bewundernder Ehrfurcht!“



Die Vierundneunzig-jährige Barbara Weigand beim Verlassen der Kirche

Im Gebete

Über den außerordentlichen Gebetsgeist und Gebetseifer von Barbara Weigand herrschte bei allen, die sie kannten, nur *eine* Stimme. „Die hat beten können, das muß man ihr lassen“, so äußerte sich einmal ganz spontan dem Verfasser gegenüber ein alter Schippacher Mann. Er wollte damit den beherrschenden Eindruck wiedergeben, den er von seiner Landsmännin zeitlebens gewonnen hatte.

In Mainz bringt sie ganze Tage im Gebete zu, wenn ihr die Schwägerin in geschäftsruhigen Zeiten freigibt. An solchen Tagen kniet sie stundenlang vor dem Tabernakel oder sie wallt von einer Kreuzwegstation zur anderen. Alle ihre Mainzer Seelsorger stimmen in dem Lobe überein: sie ist eine große Beterin. Ja sie galt, wie vorliegende Texte ersehen lassen, als „die frömmste Beterin in der Stadt“.

Noch in ihren alten Tagen blieb sie die große Beterin. Wenn ich früh das Gotteshaus in Schippach betrat, wanderte Babett schon von einem Kreuzwegbild zum anderen, und wenn ich abends noch einen kurzen Besuch im Schippacher Kirchlein machte, traf ich die Greisin im Halbdunkel vor dem Tabernakel knien und beten.

Sie wird nicht müde, in eifrigem *Lobgebet* Gott und seine Güte zu preisen! „Wie gut, wie gut ist Gott!“ „O, so kommt mit mir alle, die ihr den Herrn Jesus liebt, kommt und seht, wie süß er ist, kommt und seht, wie schön er ist, kommt und lobet und preiset ihn mit mir! O Herr, gib mir Worte, um Dich zu loben!“

Die Geheimnisse des Kirchenjahres und *die liturgischen Feiern* lebte Barbara schon in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einer Auffassungsgabe und einem Verständnis mit, die uns heute noch in Erstaunen versetzen. Wie anschaulich wußte sie schon damals die Gedanken des Kirchenjahres in die betrachtende Form von Zwiesgesprächen zu kleiden und auf alle möglichen Lebensverhältnisse anzuwenden! Und das alles tat eine ungebildete Wirtshausmagd zu einer Zeit, in der es noch keine liturgische Bewegung und keinen Schott gab!

Mit Vorliebe verweilt sie bei der *Betrachtung des Leidens Christi*. Schon als Mädchen in Schippach drängt sie zur Beschaffung von Kreuzwegbildern in ihrem Dorfkirchlein, an ihrer Andacht beim Beten des Kreuzweges erbauten sich Priester und Laien.

Als P. Alphons O.Cap. im Jahre 1895 von Luise Hannappel um sein Urteil über Barbara gebeten wurde, antwortete ihr der Pater: „Ich beobachte diese Person schon seit acht Jahren und ich habe noch niemals jemand so andächtig den Kreuzweg beten sehen wie diese.“ Dasselbe bestätigte sein Nachfolger P. Bonifaz O.Cap., als ihn P. Felix Lieber O.F.M. am 28. Februar 1910 um sein Urteil bat. Auch Pfarrer Weihmann von Schifferstadt, der Eucharistische Apostel der Pfalz, rühmt in seiner Eingabe vom 1. Mai 1943 an den Heiligen Vater diese Andacht: „Bei einem Kreuzweg, den sie laut und frei aus dem Herzen vorbetete, war ich von ihrer zarten Christumystik ganz ergriffen.“

Dem *Heiligsten Herzen Jesu* ist Barbara in inniger Liebe zugetan. In einer Novene zum Heiligsten Herzen im Juni 1871 findet sie Erleichterung und Klarheit über ihren künftigen Beruf. Mit den *Heiligen* hält sie traute Zwiesprache, ihrer Fürbitte vertraut sie Sorge und Leid. Dem heiligen *Josef* widmet sie neun Mittwoch, der Patron ihres Kirchleins, der heilige *Antonius von Padua*, muß ihr helfen, wann immer es sie niederdrückt. Die Unschuld der Jugend empfiehlt sie dem heiligen *Aloisius*, ihr *Schutzengel* ist ihr treuer Freund und Begleiter.

Barbaras Herz ist weltenweit: es umfaßt alle, liebt alle, schließt alle in seine Fürbitte ein. Sie betet stundenlang für die Männer, die Frauen, die Jünglinge, die Jungfrauen. Sie betet für alle Bedrängten, sie betet für die neugeweihten Priester, sie betet um die Bekehrung der Sünder.

Der Eucharistische Liebesbund

Am Fronleichnamfest des Jahres 1895 regte unsere Gottesfreundin in ihrem apostolischen Eifer die Gründung eines Bundes an, zu dem sich alle Gutgesinnten zusammenschließen sollten, um gegenüber der wachsenden Gottlosigkeit und Entchristlichung einen festen Damm zu bilden. Der Gebetsbund – zunächst eine lose, rein geistige Vereinigung – sollte nach den Worten der Stifterin Opfergesinnung und Kreuzesliebe wecken, eine Gebetsarmee werden, das eucharistische Leben fördern und so ein treuer Bundesgenosse der Priester in ihren seelsorglichen Arbeiten werden.

Jahrelang sandte Barbara ihre Weckrufe zu diesem Bund in Worten und Briefen in die Welt. Wie kraftvoll hören sich z. B. ihre Worte vom Herz-Jesu-Fest 1896 an: „Der Damm gegen die wachsende Flut der Gottlosigkeit muß aufgerichtet werden von Priestern und Laien, durch Wort und Beispiel, durch Gebet, Opfer, Sühne!“ Oder man höre, wie sie am Johannistag 1897 ruft: „Ihr alle sollt euch vereinigen im Liebesbund, Priester und Laien, Väter, Mütter, Jungfrauen, Greise, Jünglinge!“ „Ein Damm soll errichtet werden, wo die Eheleute sich so gut beteiligen sollen wie die Klosterleute und die jungfräulichen Seelen in der Welt!“ Aufrufe dieser Art finden sich unzählige Male in ihren Schriften.

Wir sehen: Verherrlichung Gottes und Mithilfe in der Rettung der Seelen, Verteidigung der christlichen Grundsätze in der entchristlichten Welt: das war der Zweck des von Barbara Weigand gegründeten Bundes. Das war *Katholische Aktion* im wahrsten Sinne des Wortes schon dreißig Jahre vor der Gründung der Katholischen Aktion durch Papst Pius XI., ganz gleich, ob die Jungfrau Barbara diese Anregung von oben erhielt, wie sie glaubte und behauptete, oder aus ihrem eigenen Innern schöpfte; was sie wollte, war auf jeden Fall gut.

Die von ihr vorgetragenen Mahnungen zu einem echt christlichen Leben, ihre Anforderungen zum mutigen Bekenntnis des katholischen Glaubens, zur lebendigen Teilnahme am Gottesdienst, zu einem Leben der Buße, des Opfers, der Sühne, zum Widerstand gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit, die nachdrücklichen Mahnungen zum häufigen Empfang der heiligen Kommunion schon lange vor dem Erscheinen des Kommuniondekretes des Papstes Pius X. vom Jahre 1905: alle diese Gedanken erwiesen sich als so echt christliche und zeitgemäße Aufrufe, daß sie überall zündeten, wo sie auf unbefangene christliche Gemüter stießen.

So machen wir bald die Wahrnehmung, daß sich in den großen rheinischen Städten, in Mainz, Trier, Metz, Koblenz, Köln, Aachen, Straßburg, Freiburg, in Holland zahlreiche Personen aller Stände mit Ernst und Eifer an die Verwirklichung der von ihr verkündeten Lebensregeln machten – eine schier unglaubliche Erscheinung, da doch die modernen Kommunikationsmittel wie die Presse gar nicht benützt wurden.

Da die Bereitschaft zu einem Leben nach diesen Grundsätzen keiner besonderen Förmlichkeit unterworfen war, da bei der rein geistigen Verfassung des Bundes keine äußere Organisation aufgezo-gen, kein Verzeichnis der Mitglieder geführt und keine Aufnahme-förmlichkeit verlangt wurde, der einzelne vielmehr für sich selbst nach der heiligen Kommunion dem Heiland das Versprechen gab, sein Leben nach diesen Grundsätzen einzurichten, fiel die geistige Teilnahme an diesem Seelenbündnis auch nicht unter die kirchliche Vereinsgesetzgebung.

Erst als sich später die Mitglieder zu gemeinsamen Andachten zusammenfanden und Gelder für die Errichtung einer Pfarrei in der Heimat der Stifterin sammelten, betrieben führende Priester die Erwirkung der kirchlichen Approbation. Das taten zuerst der Seelenführer der Barbara Weigand, P. Felix Lieber O.F.M., dann die Salvatorianer-



Ein alter Entwurf für die geplante Sakramentskirche

patres Angelicus Bugiel in Temesvar (Ungarn) und P. Josef Bergmiller in Meran, denen es gelang, die kirchliche Approbation des Bundes in Trient zu erlangen, der sofort auch zahlreiche andere Bischöfe und Ordinariate folgten wie Salerno, München, Temesvar, Augsburg, Fünfkirchen, s'Hertogenbosch, Köln, Münster, Aachen, Roermond, Metz. Die Bischöfe Valerio von Salerno, Celestino von Trient, Zichy von Fünfkirchen, Kardinal Bisleti und der Bistumsverwalter Louis von Metz begrüßten in lauten Worten den erhabenen Zweck des Bundes und richteten ausführliche Schreiben um seine Approbation durch den Heiligen Stuhl an die höchsten Stellen in Rom.

Blicke in die Zukunft

Viele mystisch begnadigte Personen haben sich in ihren visionären Kundgebungen auch mit künftigen Ereignissen befaßt und Vorhersagungen gemacht, in deren Eintreffen die Mit- und Nachwelt einen guten Prüfstein für die Echtheit solcher Vorgänge erblickte. Sieht man doch mit Recht in dem nur Gott eigenen Vorherwissen das Merkmal eines besonderen göttlichen Gnadenerweises.

Auch Barbara spricht in ihren Aufzeichnungen des öfteren von künftigen Ereignissen, die damals als geradezu unglaublich erschienen, aber alle ohne Ausnahme in Erfüllung gingen. Sie kündigt schon zwanzig und mehr Jahre vor ihrem Eintreffen große Heimsuchungen an: furchtbare Kriege und blutige Heimsuchungen und Revolutionen werden die Menschheit erschüttern; Reiche werden untergehen; Throne der Herrscher werden zusammenstürzen.

Auch der Kirche stehen große Heimsuchungen bevor, so prophezeite sie schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein großer Glaubensabfall wird eintreten,



Die Fundamente des 1916 eingestellten Kirchenbaus

kirchliche Gebäude werden zerstört werden, die Orden werden aus den Schulen vertrieben werden; die katholischen Vereine werden zerfallen; Priester werden flüchten müssen. Aber, so kündigt die Seherin an, die Kirche wird doch wieder siegen, die vertriebenen Orden werden zurückkehren.

Geradezu buchstäblich in Erfüllung ging auch ihre Ankündigung des *zwanzigsten Jahrhunderts als des Jahrhunderts der Heiligen*, wie sie an der Vigil vom Neujahr 1900 weissagt: „Kein Jahrhundert hat so viele Heilige geboren und erzeugt als das neunzehnte Jahrhundert; noch viel mehr aber wird das zwanzigste Jahrhundert gebären; es wird das Jahrhundert der Heiligen werden.“

Nun ist es wirklich Tatsache, daß das zwanzigste Jahrhundert schon bis jetzt mehr Heilige hervorgebracht hat als je ein anderes Jahrhundert zuvor. Man lese nur die Seligsprechungsverzeichnisse der Ritenkongregation oder man vernehme, wie Professor Teusch in einem diesbezüglichen Aufsatz hervorhebt, daß im ersten Drittel unseres Jahrhunderts die katholische Kirche mehr Martyrer gehabt habe als je eine Generation der Christenheit im alten Römischen Reich.

Und wenn in den Schreckensjahren des Spanischen Bürgerkrieges von 1936 bis 1939 allein 13 Bischöfe, 4101 Priester, Tausende von Ordensleuten und etwa 700 000 Laien um ihres Glaubens willen den Martertod erlitten, wenn Papst Pius XI. schon im Jahre 1936 ausrufen konnte: „Ein ganzer Himmel von christlichen und priesterlichen Tugenden, von Heldentaten und Martyrien leuchtet vor uns auf; das sind wirkliche Martyrer im heiligen und strahlenden Vollsinn des Wortes“, oder wenn Kardinal Suhard im Jahre 1947 schreiben konnte: „Zu keiner Zeit hat es so viele Heilige gegeben wie heute“, oder wenn derselbe Kirchenfürst ausruft: „Allein die Liste derer, die die Kirche seit Beginn des Jahrhunderts selig- und heiliggesprochen hat, würde genügen, ihm den

Ehrentnamen des Jahrhunderts der Heiligen einzutragen“, oder wenn Kardinal Frings im November 1961 sprach: „Man darf nie vergessen, daß das letzte halbe Jahrhundert allein mehr Heilige hervorgebracht hat als die ganzen drei Jahrhunderte der römischen Christenverfolgungen“, so sehen wir schon in diesen Worten eine laute Bestätigung der Weigandschen Voraussagen.

Wegbereiterin für eine eucharistische Welt

Die Gläubigen der apostolischen und urchristlichen Zeit empfingen die heilige Kommunion sooft sie sich zur Feier des heiligen Opfers versammelten, also gewöhnlich an den ersten Wochentagen. Diese urchristliche Übung kam jedoch bereits im frühen Mittelalter außer Gebrauch und der Kommunionempfang beschränkte sich auf die drei höchsten Feste Weihnachten, Ostern, Pfingsten, ja ging noch weiter zurück, so daß sich das IV. Laterankonzil im Jahre 1215 veranlaßt sah, den wenigstens einmaligen Empfang im Jahre vorzuschreiben. Von der Förderung der Oftkommunion waren Kirche und Wissenschaft, Ausnahmen abgerechnet, weit entfernt. Darum konnte im allgemeinen von einem häufigen Empfang der heiligen Kommunion so gut wie keine Rede sein.

So lagen die Dinge auch in der Heimat der Barbara Weigand, als sie gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Ihrem auffallenden Verlangen nach der heiligen Kommunion stellten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen. Mehr als fünfzehn Jahre lang (von 1869 bis 1885) kämpfte sie in Schippach um dieses hohe Gut und dann noch zwanzig Jahre (von 1885 bis 1905) in Mainz um die Gewährung der Oftkommunion an alle.

Wenn man ihre unentwegte Haltung in dieser Frage betrachtet und sich die Lehre der Theologen und die kirchliche Praxis vor dem Erscheinen des Päpstlichen Kommuniondekretes (1905) vergegenwärtigt, wird man ehrlicherweise nicht an der Erkenntnis vorbeikommen, daß Barbara Weigand nicht nur persönlich der Weisheit der Theologen und der kirchlichen Übung um ein volles Menschenalter vorauseilte, sondern auch als *Werkzeug in der Hand Gottes zur Einführung der öfteren heiligen Kommunion* betrachtet werden muß. Ja man kann wohl sagen: hier lag ihre *Lebensaufgabe*.

Wir haben schon früher vernommen, welchen Schwierigkeiten Barbara mit ihrem Wunsch nach der öfteren heiligen Kommunion in ihrer Heimat begegnete. In ihrem Heimatkirchlein abgewiesen, pilgert sie, wie wir schon hörten, mehrmals in der Woche in die fünf Stunden entfernte Kapuzinerkirche in Aschaffenburg, wo ihr die heilige Kommunion gereicht wurde. Als sie dann bei einem Besuch in Mainz entdeckte, daß auch in der dortigen Kapuzinerkirche die heilige Kommunion täglich gereicht werde, siedelt sie 1885 dorthin über und kann nun täglich am Tisch des Herrn erscheinen.

Der Herr hat ihre Opfer belohnt, aber er will noch mehr von ihr haben: „Du sollst das Werkzeug sein, dessen ich mich bedienen will, um auch anderen dieses Glück zu verschaffen . . . Gehe nach Würzburg zu deinem Bischof und sage ihm, es sei mein Wille, daß die öftere Kommunion überall eingeführt und gefördert werde.“ Diesen Mahnruf einer inneren Stimme glaubt sie seit ihrer Übersiedlung nach Mainz immer und immer wieder zu hören, wie sie in ihren Schriften bezeugt.

Die Mainzer Bischöfe Haffner (1886–1899) und Brück (1900–1903) lehnen die Anregung kategorisch ab; da wendet sie sich am 5. Januar 1902 mit einem ausführlichen Schreiben an alle Bischöfe des deutschen Sprachgebietes mit der Bitte, ihre Anregung zur Gewährung der Oftkommunion an alle an den Heiligen Vater zu bringen. Sie wird persönlich beim neuen Bischof Kirstein (1904–1914) vorstellig und bittet ihn inständig ihre Worte nach Rom zu berichten. Hat er sie dorthin berichtet? Wir wissen es nicht.

„Gehe nach Würzburg zu
deinem Bischof . . .“:
Bischof Ferdinand von Schloer



Da überrascht Papst Pius X. am 20. Dezember 1905 mit seinem Dekret über die häufige und tägliche heilige Kommunion die hierarchische und theologische Welt. Darin bestimmt der Stellvertreter Christi, es solle die häufige und tägliche Kommunion den Christgläubigen jeden Standes und Berufes freistehen; niemand, der mit aufrichtiger Gesinnung dem himmlischen Tische sich nahe, dürfe zurückgehalten werden. Was Barbara Weigand mehr als dreißig Jahre als Gottes Stimme erkannte, ist buchstäblich eingetroffen: die öftere heilige Kommunion ist in der ganzen Welt zur Tatsache geworden!

Stiftung der Pfarrei und Planung einer eucharistischen Pfarrkirche

Um den beiden Gemeinden *Rück* und *Schippach*, die von einem in *Elsensfeld* wohnenden Kaplan versehen wurden, in anbetracht der wachsenden Seelenzahl eine bessere seelsorgliche Betreuung zu ermöglichen, plante die in Mainz wohnende Jungfrau die Errichtung einer eigenen Pfarrei in ihrer Heimat.

Für das hiefür zu erbauende *Pfarrhaus* kaufte sie im Jahre 1912 um siebentausend Mark ein altes abbruchreifes Bauernhaus, in welchem die inzwischen nach *Rück* verzogenen Kapläne wohnten, als Bauplatz und übergab weitere zwanzigtausend Mark als Baukapital dem Pfarrer von *Elsensfeld*. Für den Unterhalt des künftigen Pfarrers ging sie gleichfalls bei ihren Liebesbundmitgliedern betteln und konnte schon im Jahre 1911 die benötigte Summe von dreißigtausend Mark dem Heimatpfarrer in *Elsensfeld* übergeben, der damit am 21. März 1912 die gesetzliche Errichtung einer Pfarreistiftung erwirken konnte. Von Barbara Weigand und ihren Liebesbundmitgliedern stammten somit siebenundfünfzigtausend (57 000) alte deutsche Friedensgoldmark für die Errichtung der Pfarrei *Rück-Schippach*.

Denselben Eifer für die Förderung einer geordneten Seelsorge in ihrer Heimat zeigte sie in ihrem Plan zur Erbauung eines geräumigen *Gotteshauses*, da keine der beiden



Innere der St.-Pius-Kirche

kleinen Kirchen in *Rück* und *Schippach* auch nur annähernd die Zahl der Kirchenbesucher aufzunehmen imstande war. So stoßen wir schon im Jahre 1903 auf briefliche Äußerungen Barbaras, wo sie ihre Absicht zur Erbauung einer Pfarrkirche ihrem Bruder nach *Schippach* kundgab.

Als dann im Dezember 1905 das Päpstliche Kommuniondekret mit der Gewährung der von Barbara so sehr gewünschten *Ofkkommunion* erschienen war, wünschte sie, die neue Pfarrkirche solle als *Dankeskirche für die Gewährung der Ofkkommunion* errichtet werden und besonderen eucharistischen Charakter tragen. So verkündet sie schon am 15. April 1906, also ein Vierteljahr nach dem Erscheinen des Päpstlichen Dekrets, wörtlich: „Die Kirche von *Schippach* soll geweiht werden zu Ehren des heiligen Sakramentes!“

Am 20. Oktober 1909 glaubt sie die Gottesmutter zu hören: „Durch den Kirchenbau in deiner Heimat will sich mein Sohn ein Denkmal setzen zur Erinnerung an all das, was er durch dich der bedrängten Menschheit übermitteln wollte.“ Am 8. Februar 1910 hört sie Jesus, wie sie aufschreibt, also sprechen: „Ich spreche meinen Dank aus allen treuen Liebesbundmitgliedern, die so opferfreudig ihr Scherflein beigetragen haben. Sage ihnen, daß sie mit der Gabe für die *Sakramentskirche* mehr getan haben als ein Almosen gegeben; denn sie haben meinen innigsten Herzenswunsch erfüllt, weil ich ein Denkmal errichten möchte für die große Gunstbezeugung der öfteren heiligen Kommunion.“

Am 31. Mai 1913 glaubt Barbara den Herrn also sprechen zu hören: „Ein jeder Pilger soll lesen: Dem Herrn errichtet aus Dankbarkeit von seinen treuen Kindern für die Gnade der öfteren Kommunion.“ Am gleichen Tag verkündete auch der zur kanoni-



Anbetungskapelle mit Fenstern von Prof. Burkart, Frankfurt

schen Visitation in Rück-Schippach weilende Bischof Ferdinand von *Schloer*, mit dem Barbara schon seit Jahren ihren Plan persönlich in Würzburg besprochen hatte, die neue Kirche solle „Pfarrkirche und Wallfahrtskirche zu Ehren des Allerheiligsten Sakramentes“ werden.

Im Oktober desselben Jahres hatte ihre Sammlung für das Gotteshaus bereits die stattliche Summe von 120 000 Mark erreicht, die fast ausschließlich von den Liebesbundmitgliedern stammten. Am 26. März 1914 verlangt Jesus, wie sie schreibt, ein Heiligtum zu bauen, „daß mir von dort aus große Ehre und Verherrlichung zuströmen“. Aber Barbara, so hört sie abermals den Herrn sprechen, wird die Fertigstellung dieser Kirche nicht erleben: „Du wirst längst im Grabe ruhen, du erlebst das nicht, aber du erlebst es in deiner Glorie im Himmel.“

Der Charakter der geplanten, von Liebesbundmitgliedern auf dem von ihnen gekauften Bauplatz hinter dem Schippacher Friedhof finanzierten *Pfarrkirche* wurde aber im Jahre 1914 von auswärtigen Priestern – allerdings in ehrlicher Absicht – teilweise umgestoßen, vergrößert und verteuert und darum sein Weiterbau im Jahre 1916 eingestellt. Das konnte aber den Glauben der Jungfrau an die Fertigstellung der Kirche nicht im mindesten erschüttern, wie ihre gegenüber Frankfurter Zeitungsreportern im Jahre 1930 gesprochenen Worte ersehen lassen: „Wenn ich's nit erleb', dann schau ich von drowe zu; denn *mei Kerch* werd doch noch fertig.“

Erst im Jahre 1954 hob Bischof Julius Döpfner das Bauverbot auf, ließ die Kirche auf dem alten Fundament in neuen Formen weiterbauen, so daß sie im Jahre 1960 fertiggestellt und eingeweiht werden konnte. Als geradezu himmlische Bestätigung des von Barbara Weigand stammenden Planes wirkte der während der Weihe der Kirche strah-

lende *siebenfarbige Regenbogen*, den Barbara schon 45 Jahre früher angekündigt hatte: „Jedes Fest, das in dieser Kirche gefeiert wird, soll ein Abglanz sein des siebenfarbigen Regenbogens nach der Sündflut.“

Als deutlichen Beweis für den eucharistischen Charakter der neuen Pfarrkirche nach dem Wunsche ihrer Gründerin gab Bischof Julius den *eucharistischen Papst Pius X. der Kirche zum Patron* und veranlaßte die Erbauung einer eigenen *Sakramentskapelle* zur ständigen Aussetzung und Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes.

Zur Weihe der Kirche sandte Papst Johannes XXIII. eine Reliquie dieses heiligen Papstes und Kardinalstaatssekretär Tardini ein Glückwunschtelegramm aus dem Vatikan nach Schippach.

Schon im Jahre 1954 hatte Bischof Julius die Pfarrei dem Salvatorianerorden übertragen, der sich um die Aufhebung des Bauverbotes so sehr bemüht hatte, und ihm die Erbauung eines Klosters neben der Kirche ermöglicht. So ist also Barbaras Plan nach einem halben Jahrhundert schwerer Prüfungen doch in Erfüllung gegangen: „*Mei Kerch* werd doch noch fertig!“

Mit Gott vereinigt

Hätte uns das Leben der Schippacher Jungfrau sonst nichts zu bieten als das, was wir in ihrem Leben an Frömmigkeit, Gebetsgeist, Opferliebe, Arbeitsamkeit, Demut und Einfachheit wahrgenommen haben, so würde es doch den Ruf eines heiligmäßigen Lebens mit Recht verdienen. Aber wir gewahren an diesem Leben noch andere Dinge, die der Biograph nicht übergehen darf.

Als ihre Nichte Maria einmal einen ausführlichen Bericht über das häusliche Leben ihrer Tante in Mainz niederschrieb, bemerkte sie zum Schlusse: „Dieser wahrheitsgetreuen Schilderung unseres Hauswesens in Mainz fehlt aber noch die Lösung des Rätsels: Wie kam es, daß Tante einen solchen Einfluß ausüben konnte? Diese anziehende, überzeugende und hinreißende Einwirkung kam einzig nur von dem außergewöhnlichen Zustand her, in dem wir Tante so oft sahen und wobei wir sie reden hörten, was nicht ihre Gedanken und Worte sein konnten.“ Damit hat die Schreiberin jenes Gebiet berührt, in dem die Schippacher Jungfrau am lautesten in den Wirbel der Tagesmeinungen hineingerissen wurde: das Gebiet ihrer mystischen *Ekstasen*.

Über den Zustand der Ekstase äußert sich die heilige Theresia von Avila aus eigener Erfahrung also: „Die Ekstase übertrifft bei weitem die bloße Vereinigung, ihre Wirkungen sind ergreifend, die Entfaltung ist größer. Die Vereinigung ist ein ganz innerlicher Zustand, die Ekstase aber äußert sich innerlich und äußerlich. In der Ekstase scheint die Seele den Körper zu verlassen; man fühlt, wie die natürliche Wärme mehr und mehr schwindet und der Körper allmählich kalt wird; sie kommt gewöhnlich ganz plötzlich.“

Wir sehen: bei der Ekstase zeigen sich zwei Elemente: ein inneres, die sehr aufmerksame Beschäftigung mit einem religiösen Gegenstand, und ein körperliches, der Verlust des Gebrauchs der Sinne und der Herrschaft über den Leib. Der Körper behält während der Ekstase die Haltung bei, in der er von ihr erfaßt wurde. In diesem Zustand, der Barbara oft überfiel, sah und hörte sie, was sie unmöglich auf dem gewöhnlichen Wege sehen oder hören konnte. Die Wiedergabe der in der Ekstase erhaltenen Ansprachen geschah in einem fast ungehinderten Redestrom, dessen Stärke und Wucht die Zuhörer in Erstaunen versetzte.

Immer wieder betonen die Aufschreiber, daß sie trotz großer Gewandtheit im Kurzschreiben nicht in der Lage gewesen seien, dem starken Redestrom zu folgen. Sie sprach



Barbara Weigand am Ende ihres erfüllten Lebens

ohne zu stocken mit kräftiger und lauter Stimme. Männer, Gelehrte und Ungelehrte, wurden zu Tränen gerührt wie Sanitätsrat Dr. Müller und anwesende Priester. Frau Fischer von Großwallstadt, zu jener Zeit Dienstmädchen im Weigandschen Hause zu Mainz, schrieb dem Verfasser einmal über ihre erstmalige Teilnahme an einer Ekstase: „Das Größte, was ich bei Barbara Weigand erleben durfte, waren die Ekstasen. Der erste Eindruck war: ich fühlte mich dem Himmel nahe.“

Damit möchte ich diese kurze Lebensgeschichte meines Pfarrkindes mit den Worten beschließen, die der greise Dekan Roth, Hausnachbar der nahezu Hundertjährigen, nach ihrem Tode schrieb: „Die kommende Zeit tritt als ruhig denkende und gerechte Richterin auf. Jetzt ist ihr Leben abgeschlossen, tugendhaft und heilig und die Richterin ‚Geschichte‘ wird ruhig und sachlich ihre Schlüsse ziehen und das Resultat unter dem Schlußstrich wird ein gerechtes und günstiges sein. Der Eucharistische König wird schon dafür sorgen – zu seiner Zeit und auf seine Weise.“ Mit der Fertigstellung der St.-Pius-Kirche hat der Eucharistische König seiner Dienerin schon jetzt glänzende Rechtfertigung widerfahren lassen. Hoffentlich erfüllt sich an Barbara Weigand auch einmal das Wort Kardinal Döpfners: „Die Stunde der Heiligen wird und muß wiederkommen, wir brauchen sie.“

NACHWORT

Wer diesen kurzen Lebensabriß von Barbara Weigand aus der Feder ihres langjährigen Seelsorgers Dr. Dr. Wilhelm Büttner († 1974) überfliegt, wird zur Überzeugung gelangen, daß es sich bei „Bärbel“, wie die Schippacher sie liebevoll zu nennen pflegten, um eine besonders begnadete Seele handelte.

Der Apostel Paulus ermahnt die Gläubigen von Korinth, die verschiedenen Gnadengaben, „die der eine und selbe Geist wirkt, indem Er sie jedem zuteilt nach seiner Eigenart, nicht zu vernachlässigen“ (1 Kor. 14, 12).

Paulus meint damit nicht jene Gnade, die wir in der Theologie die heiligmachende Gnade nennen und die wesentlich in der Kindschaft Gottes besteht, sondern vielmehr Gaben und Befähigungen, die „zur Erbauung der Gemeinde“ (1 Kor. 14, 12) dienen.

Es ist irrig zu meinen, solche Gnadengaben habe es nur in der Urkirche gegeben. Sie können in der Kirche Christi nie fehlen, denn der Geist Gottes, ihr innerstes Lebensprinzip, verläßt Seine Kirche nie, bis sie zur Vollendung gelangt ist.

Barbara Weigand scheint eine solche charismatische Begabung gehabt zu haben „zur Erbauung“ der Gemeinde. Die Zeitgenossen Barbaras, von denen noch viele unter uns sind, waren tief beeindruckt von ihrer innigen und zugleich kernigen, beinahe männlichen Frömmigkeit. Für sie war Barbara die große Beterin, die von zartester Jugend an bis ins höchste Greisenalter einen sehr starken und ausgeprägten Drang zum Umgang mit Gott hatte.

Ein Zug ihrer Frömmigkeit war besonders typisch: Die Menschen ihrer Umgebung zum Gebet anzuhalten und zu führen. So schlicht und in sich gekehrt ihr Leben war, kannte sie keine Furcht und scheute kein Opfer, wenn es galt, die Menschen zur Anbetung Gottes, besonders im Heiligsten Sakrament des Altars, zu führen.

Es scheint, daß dies die Aufgabe vor, die Gott ihr zugedacht hatte, ihr Charisma. So gründete sie 1895 den Eucharistischen Liebesbund, beschaffte durch dessen Mitglieder bedeutende Mittel zur Gründung der Pfarrei Rück-Schippach und vor allem für das Gotteshaus, in welchem Jesus im Heiligsten Sakrament angebetet und verherrlicht werden sollte zum Dank für das Kommuniondekret des heiligen Papstes Pius X. (1905).

Das von ihr großzügig geplante Gotteshaus, auf dessen Fundamenten die heutige St.-Pius-Pfarrkirche errichtet worden ist – allerdings in viel bescheideneren Ausmaßen – ist offenbar nur ein sichtbares Symbol für die Bewegung der Anbetung und Verherrlichung Gottes, die Barbara ins Leben rufen sollte.

Ist die von Barbara Weigand hervorgerufene Welle bereits am Verebben? Wir wissen es nicht. Doch ihr geistiges Vermächtnis ist noch lebendig in Rück-Schippach. Drei Tage in der Woche, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, über das ganze Jahr hin, findet in der Sakramentskapelle der St.-Pius-Pfarrkirche Anbetung vor ausgesetztem Allerheiligsten statt, von 7.30 bis 20 Uhr. Außerdem wird jeden Donnerstag anschließend an die Abendmesse das Allerheiligste feierlich zur Anbetung ausgesetzt. Am Herz-Jesu-Freitag ist feierliche Anbetung bis 21 Uhr im Anschluß an den Abendgottesdienst.

Solche Orte des Gebetes und der Besinnung wie Schippach entsprechen einem Bedürfnis des modernen Menschen, der in seinem tiefsten Sein unbefriedigt ist und sich angewidert fühlt vom atheistischen Materialismus, der das moderne Leben prägt und eine ungeheure innere Verarmung und Verödung der Menschen bewirkt.

Es gilt, das geistige Vermächtnis von Barbara Weigand hochzuhalten und weiterzugeben; denn „es ist absolut notwendig, daß der Dreieine Gott angebetet und verherrlicht wird, wenn die Menschheit eine Überlebenschance haben will“ (Bernhard Philbert).